



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J. : Französische Geschichtschreiber : 2. Mignet und Thiers.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Französische Geschichtschreiber.

2. Mignet und Thiers.

Man versteht die schnell eintretenden Katastrophen der französischen Zustände innerhalb der letzten Jahrzehnte erst dann, wenn man die Stimmungen und Gesinnungen durchforscht, die sie nicht grade herbeiführten, aber die ihnen entgegengamen. Denn zum Eintritt einer Thatsache gehören noch viele Umstände, die sich insofern der Berechnung entziehen, als sie nicht aus dem allgemeinen sittlichen Geist hergeleitet werden können. Bei einem so elastischen Volk wie die Franzosen muß der Zunder grade in einem bestimmten Augenblick aufgehäuft sein, daß der elektrische Strahl ihn trifft, und es wäre die größte Vermessenheit, nachträglich die innere Nothwendigkeit aller jener Revolutionen beweisen zu wollen. Die Julirevolution war zu vermeiden, auch die Februarrevolution war zu vermeiden; aber da sie einmal eintraten, wurde ihre Richtung durch die früher vorbereitete Gesinnung festgestellt. Der Thermometer der öffentlichen Gesinnung ist derjenige Theil der Literatur, der sich auf die Wirklichkeit bezieht. Man darf aber nicht die eigentlich periodische Literatur zum Maßstab nehmen, für die es schwer sein würde eine mittlere Proportionale zu finden, sondern einzelne Werke, die eine unmittelbare mächtige Wirkung hervorbrachten und die dadurch bewiesen, daß sie die Stimmung der Zeit richtig getroffen hatten. Die Julirevolution versteht man nur aus Thiers und Mignet, die Februarrevolution nur aus Lamartine, Louis Blanc und Michelet; und auch für den neuesten Staatsstreich würden sich die Quellen auffinden lassen. Es sind vorzugsweise die Historiker, die, indem sie die Vergangenheit darstellten, die Ereignisse der Zukunft vorausgenommen haben.

Im Jahr 1821, als die politische und kirchliche Reaction immer weiter um sich griff, wanderten zwei junge Provençalen in Paris ein, um dort ihr Glück zu machen und für die Sache des Liberalismus zu arbeiten: Mignet und Thiers, der eine 26, der andere 25 Jahre alt, beide zu Aix in derselben Schule erzogen, auf der Universität zur Jurisprudenz vorgebildet und dann in den Advocatenstand aufgenommen, beide von gleichen Ueberzeugungen durchdrungen und aufs innigste miteinander befreundet. Sie wohnten in Paris auf demselben Zimmer, machten dieselben Bekanntschaften und wurden



nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen durch die Empfehlungen von Manuel, Etienne und Laffitte in den Kreis der vornehmen und reichen Liberalen aufgenommen und an den gelesesten Oppositionsblättern beschäftigt, Thiers am Constitutionnel, Mignet am Courrier français. Beide gewannen im folgenden Jahr in ihrer Vaterstadt eine Preisaufgabe, Mignet über das Thema: de la féodalité, des institutions de St.-Louis et de la législation de ce prince, Thiers mit einer Lobrede auf Bauvenargues. Mignet zeigt sich schon hier als systematischer Kopf, der die Thatsachen, die ihm passen, geschickt in Reih und Glied zu stellen und die widersprechenden stillschweigend zu beseitigen versteht. In Thiers zeigt sich die Abneigung gegen die akademische Phrase, das Talent, rasch und lebendig darzustellen und in scharfen Umrissen die flüchtig angeschauten Gestalten wiederzugeben. Von tiefer Geringschätzung gegen die Neigung durchdrungen, sich in sich selbst zu vertiefen, seine Zustände zu analysiren und seine eignen Erregungen vorzutragen, anstatt auf andere zu wirken und neue Eindrücke zu suchen, geht er schon damals auf Action aus, in der er allein das Leben sieht. Ceux qui ont rêvé la paix perpetuelle ne connaissent ni l'homme ni sa destinée ici bas. L'univers est une vaste action, l'homme est né pour agir. Qu'il soit ou ne soit pas destiné au bonheur, il est certain du moins que jamais la vie ne lui est plus supportable que lorsqu'il agit fortement; alors il s'oublie, il est entraîné, et cesse de se servir de son esprit pour douter, blasphémer, se corrompre et mal faire. Dieser Satz ist der volle Ausdruck seiner Natur, seines Talents und seiner gesammten politischen und schriftstellerischen Thätigkeit.

Sein Talent, anschaulich auch die verwirrtesten Zustände darzustellen, zeigt sich unter andern in der Schilderung der ersten pariser Eindrücke, hauptsächlich aber in dem Bericht einer Pyrenäenreise, November und December 1822. Die Art und Weise, wie er hier die Landschaft allmählig aus dem Nebel hervortreten läßt, versinnlicht uns seine Kunst, in einem Schlachtgemälde, wo Hunderttausende aufeinanderstoßen, und wo die Theilnehmer selbst nicht im Stande sind, aus dem Pulverdampf und dem Ineinanderbringen der Massen ein festes Bild zu gewinnen, die einzelnen Bewegungen in scharfen Linien und Farben hervortreten zu lassen. Es ist das eine Kunst, in der Thiers wenig Nebenbuhler hat. Was die politische Journalistik betrifft, so gewann Thiers sehr bald die Hauptleitung des Constitutionnel, an dem er sich später Eigenthumsrechte erwarb. An Talent war er seinen Mitarbeitern bei weitem überlegen; was ihn aber hauptsächlich stützte, war das Aufsehn, das er in der Gesellschaft machte. Zeitgenossen können nicht Worte genug finden, das Erstaunen zu schildern, mit dem man in einem Kreise der angesehensten Staatsmänner und Schriftsteller diesem auffallend kleinen Mann zuhörte, dessen Gesicht durch eine große blaue Brille entstellt wurde, und dessen beständiges

spöttisches Lächeln kein Vertrauen gewinnen konnte, der aber über alle Dinge, Kunst, Wissenschaft, Politik mit einer Entschiedenheit redete, als hätte er nichts Anderes studirt, als den Gegenstand, mit dem er sich grade beschäftigte. Als er einmal grade sehr glänzend geredet hatte, ging ein Bekannter ganz erstaunt auf ihn zu und rief aus: „Aber Sie werden Minister werden!“ Der junge Mann nahm das Compliment hin, als ob es ihm nichts Neues wäre. Er wurde in immer höhere Cirkel eingeführt, endlich auch bei Talleyrand, der ihn sehr begünstigte und später das Bonmot auf ihn anwandte: *Il n'est pas parvenu, il est arrivé.*

Der Salon der beiden Freunde war der Sammelplatz der Oppositionsmänner von allen Nuancen, die aus politischen Zwecken sich zusammendrängten und Thiers merkwürdige Aufschlüsse gaben, die er später bei seiner Geschichte der Revolution sehr geschickt zu verwerthen wußte. Das Blatt, an dem er schrieb, war das Organ der wohlhabenden Bourgeoise, die, auf die Grundsätze Voltaires und Condorcets gestützt, mehr die Junker und Pfaffen, als den Absolutismus bekämpfte; und dies ist auch bei Thiers die Grundlage seiner politischen Gesinnung. Er ist constitutionell gesinnt, weil er es als das beste Mittel betrachtet, den Bürgerstand und seinen *bon sens* zum Mittelpunkt des Staatslebens zu machen. Diese Gesinnung spricht sich am kräftigsten in der Kritik des Werks von Montlosier aus: *La monarchie française* (1822). Der verbitterte Edelmann hatte den Bürgerstand mit Schmähungen überhäuft, ihm seine Niedrigkeit, seinen Ehrgeiz und seinen Eigennuz vorgeworfen. „Ja, ruft Thiers aus, auch wir haben Ansprüche wie ihr; es ist der Stolz, der bei uns die Gleichheit verlangt, bei euch sie verweigert. Aber welcher Stolz ist schuldig? Ihr behauptet, daß, wenn wir zur Gleichheit gekommen sind, wir nach der Herrschaft streben und ebenso stolz sein werden wie ihr. Es ist möglich, daß hochgestellte Plebejer sich vergessen werden wie ihr; aber bevor das geschehen ist, erlaubt uns, euch zu tadeln. Gute und schlechte Menschen gibt es unter allen Parteien; es kommt aber darauf an, wer in der Sache Recht hat.“ Die Wirkungen dieser und ähnlicher Artikel waren lang und bedeutend. Einen umfassenden Einfluß gewannen die beiden Freunde aber erst, als sie in den Jahren 1823 bis 1824 mit ihrer Geschichte der Revolution hervortraten. Das Werk von Mignet wurde zuerst fertig, und je weniger man darin eine geniale Kraft entdeckt, um so wichtiger ist es, zu untersuchen, was darin so Ungewöhnliches enthalten war, um die Masse des europäischen Publicums mit sich fortzureißen.

Man verstünliche sich die schlimmen Jahre der Restauration, in denen jenes Werk entstand. In Frankreich wurde der Druck am lebhaftesten gefühlt, theils weil der Umschlag am stärksten war, theils weil man noch immer Zukun- gungen des alten revolutionären Bluts in sich fühlte und sich von Zeit zu

Zeit vorstellte, die alte Kraft könne aufs neue wieder erwachen. In Deutschland war die Lethargie viel schneller eingetreten, hauptsächlich weil es keine Mittel zur Concentration der Unzufriedenheit gab, und weil man kein bestimmtes politisches Ideal für die Zukunft, kein verlorenes politisches Paradies in der Vergangenheit fand. Aber auch in Frankreich betrachtete man die Revolution mit großem Mißtrauen, und zwar aus folgenden Gründen.

Als die erste Revolution eintrat, war alle Welt davon überzeugt, sie erstrebe nur dasselbe, was alle Welt erstrebe. Durch den Ausgang wurde man in vieler Beziehung enttäuscht. Zunächst trat eine Zeit der Greuel ein, vor denen später das französische Volk einen ebenso großen Schauer empfand, als früher das Ausland; Greuel, deren Details man noch sehr lebhaft in der Erinnerung gegenwärtig hatte. Zudem sorgte die Restauration dafür, das Andenken von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen, und in Frankreich wie in Deutschland gehörte es zum guten Ton, in dem Voltairianismus und der ganzen Philosophie, auf welche die Revolution sich stützte, eine unsittliche Gesinnung zu suchen. Sodann zeigte es sich, daß die Revolution die historischen Kräfte nicht richtig berechnet hatte. Das correcteste Programm der Revolution war die bekannte Flugchrift von Sieyès, in welcher der Bürgerstand behauptete und es durch Zahlen nachzuweisen suchte, daß er eigentlich alles sei. Es ergab sich aber, daß Zahlen nicht immer beweisen. Es hatten sich neben dem Bürgerstand noch andere Staats Elemente geltend gemacht, die Kirche, das Militär, der Adel, und man hatte erkannt, daß diese Kräfte nicht bloß von der Monarchie getragen wurden. Was aber das Schlimmste war, die Revolution hatte nichts erreicht, die constitutionelle Monarchie war untergegangen, dasselbe Schicksal traf die Republik und den aufgeklärten Despotismus, die Eroberungen hatte man wieder verloren, und die neue constitutionelle Monarchie schien weiter nichts zu sein, als ein Deckmantel für die schimpflichste Pfaffen- und Junkerherrschaft.

Dieses Mißtrauen gegen die Revolution wurde durch Mignets Buch beschwichtigt. Nicht daß der Verfasser es sich vorgesetzt hätte, aber bei der Eigenthümlichkeit seines Verstandes, der schnell die springenden Punkte eines Ereignisses überfah und combinirte, ohne sich um Farbe und Detail viel zu kümmern, gelang es ihm, zu treffen, was die Menge wünschte.

Was zunächst die Apologie des Terrorismus betrifft, so hätte jeder Schriftsteller, der sie im jakobinischen Sinn unternahm, eine allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Die Opposition war damals nicht sansculottisch, sondern sie stützte sich auf den Bürgerstand, der jeder Paradoxie feind war, und unter allen Paradoxien der Guillotine am meisten. Aber Mignet trat nicht als blutiger Jakobiner auf, sondern als nüchterner Mensch, als Bürger im vollen Sinn des Wortes, ja man möchte sagen als Spießbürger, und seine Recht-

fertigung galt eigentlich auch nicht dem Berge, sondern dem Publicum, das den Berg gewähren ließ. Er unternahm es, die ganze Revolution bis zum Jahr 1814 als einen Naturproceß darzustellen, in dem jeder einzelne Act ein nothwendiger war, die Hinrichtung der Girondisten, wie die Hinrichtung Robespierres. Die Methode dieses sogenannten Fatalismus bestand darin, daß er für jede Wirkung die Ursache aufsuchte, was in der That keine Kunst war, denn jede Wirkung muß eine Ursache haben; daß er aber diese vermittelnde Ursache ausschließlich ins Auge faßte und so die sämtlichen Ereignisse der Revolution durch einen rothen Faden verwebte, der dem Anschein nach in ihnen lag, den man in der That aber erst hineingetragen hatte. Die Methode erinnert auffallend an die Betrachtung unsers Georg Forster über die französische Revolution: eine Schrift, über deren geistvoller Deduction man es ganz übersehen hat, daß sie ein Ausfluß der Verzweiflung ist. Bei Mignet ist von dieser Verzweiflung keine Rede; er findet sich im Gegentheil vollkommen befriedigt, weil es ihm gelungen ist, die Revolution, das heißt das französische Volk während der verschiedenen Epochen der Revolution, gegen die gewöhnlichen Vorwürfe zu rechtfertigen und alle Schuld einem geheimnißvollen Naturproceß aufzubürden. Aber hinter dieser Rechtfertigung steckte noch ein Nebengedanke. Zuerst ging bis zum 9. Thermidor alles vom Guten zum Schlimmen, aber dies war der Höhepunkt, dann wurde es immer besser, und der Schriftsteller ließ durchblicken, daß der Naturproceß in seinem weitem Verlauf eine ähnliche Richtung nehmen werde, man könne also wegen der Zukunft unbesorgt sein.

Die zweite Aufgabe war, das Programm von Sidyès zu vertheidigen. Das gelang dem Geschichtschreiber dadurch, daß er anstatt eines ausgeführten Gemäldes bloße Conturen gab. Er schilderte im Grunde, abgesehen von einigen Katastrophen auf der Straße, die sich nicht umgehen ließen, nur die parlamentarischen Vorgänge, nur die Thätigkeit der Bourgeoisie; die andern Kräfte, der Pöbel, die Kirche, der Adel, das Militär, wurden zwar erwähnt, aber in so matten Farben gehalten, daß die Phantasie von ihnen keinen Eindruck empfing; sie wurden entweder ignoriert, oder als vorübergehende Irthümer flüchtig beseitigt. Wenn Mignets Methode paradox war, der Stoff hatte nichts Paradoxes, und der liberale Philister konnte sich einreden, im Grunde seien in jener furchtbaren Zeit nur seine eignen Gedanken thätig gewesen.

Die schwerste Aufgabe war, nachzuweisen, daß die Revolution wirklich ihr Ziel erreicht habe; um so schwieriger, da es nicht in Mignets Absicht liegen konnte, die Restauration als die letzte Errungenschaft der revolutionären Bestrebungen zu rechtfertigen. Mignet begnügte sich damit, die Idee des constitutionellen Staatslebens als fertig darzustellen; was aber die wirkliche Entwicklung desselben betraf, bei dem Sturz Napoleons abzubrechen.

Uebersetzen wir nun die Wirkungen des Buchs, so stellen sich dieselben am deutlichsten nach zwei Seiten heraus. Einmal wurde die liberale Idee, die an sich niemals untergegangen war, jetzt wieder historisch gerechtfertigt. Der Liberalismus erfuhr, daß er sich seiner Geschichte nicht zu schämen habe. Die dreifarbigte Cocarde wurde vom Blut des Schreckenssystems rein gewaschen, man konnte sich vor der guten Gesellschaft wieder damit zeigen. Dies war die beste Wirkung des Buchs.

Bedenklicher war eine zweite. Mehr als irgend ein anderer Schriftsteller hat Mignet das liberale Publicum daran gewöhnt, es mit dem politischen Gewissen leicht zu nehmen. Persönlich verabscheute er die Greuelthaten von 1793 aufs höchste; aber er weiß sich mit den Umständen abzufinden. Er stellt die Geschichte wie einer dar, der während der Revolution zuerst zu Lafayette, dann zu Brissot, dann zu Danton, zum Wohlfahrtsausschuß, zu den Thermidoriern, zu Bonaparte, zum Kaiser gehalten hätte, und der endlich mit den bekannten Marschällen ins Lager der Restauration übergegangen wäre. Solche Männer gab es in der That, Männer, an denen persönlich kein Flecken haftete, die sich aber in Perioden der Leidenschaft überall der leidenschaftlichsten Partei anschlossen, weil diese zugleich die stärkste war. Aber daß es solche Männer gab, daß es sie in einer so großen Zahl gab, und daß sie mit so großen Talenten ausgestattet waren, das war grade der Grund, warum die Revolution einen so unheilvollen Verlauf nahm. Alle Achtung vor ihrer Einsicht, sie waren doch nur politische Mantelträger, und es ist sehr schlimm, wenn in den Mantelträgern der Kern der politischen Einsicht gesucht wird.

Mignet hat das Publicum daran gewöhnt, die Ereignisse der Revolution mit dem bloßen Verstande zu betrachten und nur die Abstractionen der einzelnen Parteien durch einen scheinbar logischen Faden miteinander zu verknüpfen. Würde er heute die Fortsetzung schreiben, so würde es ihm ebenso leicht werden, dieselbe Nothwendigkeit des Naturprocesses auch in dem weitem Verlauf zu entwickeln; aber der Gedanke, der ihm eigentlich bei diesem Beweis vorschwebte, daß der Fortschritt immer zum Bessern stattfindet, ist durch die Geschichte widerlegt. Auch wir sind in Deutschland durch die hegelsche Schule zu sehr daran gewöhnt worden, die Logik nach den Thatsachen, das Recht nach dem Erfolg zu beurtheilen; es wird zweckmäßig sein, wenn wir dem Gewissen und dem unmittelbaren Rechtsgefühl wieder die Stelle zurückgeben, die ihm auch in der Geschichte gebührt.

Wenn Mignet die Revolution als Systematiker vertheidigte, so gewann dagegen Thiers in seinem Werk, das 1823 bis 1827 erschien, die Menge durch den Glanz der Darstellung. Das Unternehmen sah zuerst unscheinbar aus. Ein bekannter Vielschreiber, Felix Bodin, hatte ihn aufgefordert, die Geschichte kurz und gemeinfaßlich für eine Sammlung ähnlicher Werke zu be-

arbeiten, und so sehen wir in den beiden ersten Bänden eine bezaubernde Unbefangenheit. Unter der Anleitung des Moniteur und mit Hilfe einiger Memoiren erzählt Thiers die Begebenheiten, wenn auch mit apologetischen Zwecken, wie eine Novelle, mit einer Frische und Lebendigkeit, die ihm schon damals das größere Publicum gewann, aber ohne auf den innern Zusammenhang der Thatsachen irgendwie einzugehn. Er zeigt ein ausgebildetes Redactionstalent, und seine Porträts sind zum Theil glänzend; aber je tiefer er in den Stoff eindrang, desto mehr fühlte er selbst, daß er eigentlich noch alle Vorarbeiten zu machen habe. Sobald er einmal den Entschluß gefaßt, ging er mit dem Eifer ans Werk, der ihn in seinem ganzen Leben auszeichnet. Einen Winter hindurch nahm er bei dem alten Baron Louis Unterricht in der Finanzwissenschaft, studirte das Budget in allen seinen Specialitäten und machte sich daraus ein Bild von der Finanzverwaltung unter dem Convent und dem Directorium. Gleichzeitig ließ er sich durch die beiden Generale Foy und Jominy in der Kriegskunst unterrichten, nahm an den Arbeiten der Artillerieschule in Vincennes lebhaften Antheil, studirte durch eignen Augenschein die Fortification, den Angriff und die Vertheidigung, prägte sich die trigonometrischen Karten ein und nahm es als die größte Schmeichelei auf, wenn man ihm nach Ablauf dieser Studien erklärte, er habe jetzt die Kenntnisse eines guten Ingenieursoffiziers. Die Stellung eines Feldherrn war sein stiller Traum, die militärische Größe sein höchstes Ideal. In einer glänzenden Beschreibung von der Aufgabe eines Feldherrn zählt er zuerst die Fülle von Specialkenntnissen zusammen, die er besitzen muß, und fährt dann fort: Dieses ungeheure Wissen muß er gleichzeitig entfalten, und zwar mitten unter den außerordentlichsten Umständen. Bei jeder Bewegung muß er an gestern und morgen, an vorwärts und rückwärts denken; er muß die Munition, Lebensmittel und Hospitäler, die er mit sich führt, beaufsichtigen, gleichzeitig die Atmosphäre und die moralische Kraft seiner Leute in Rechnung ziehen, und diese so verschiedenen Elemente, die jeden Augenblick wechseln und sich verwickeln, muß er in der Kälte, in der Hitze, unter dem Kugelregen combiniren. Tandis que vous pensez à tant de choses, le canon gronde, votre tête est menacée; mais ce qui est pire, des milliers d'hommes vous regardent, cherchent dans votre traits l'espérance de leur salut. Plus loin, derrière eux, est la patrie avec des lauriers ou des cyprès; et toutes ces images, il faut les chasser, il faut penser, penser vite, car une minute de plus, et la combinaison la plus belle a perdu son à-propos, et au lieu de la gloire, c'est la honte qui vous attend. — Während Mignet die auswärtigen Angelegenheiten sehr oberflächlich behandelt, eigentlich nur, so weit sie zur Erläuterung der parlamentarischen Verhandlungen dienen, sind sie bei Thiers die Hauptsache, und die parlamentarische Entwicklung wird lediglich nach dem

Einfluß beurtheilt, den sie auf die Entfaltung der kriegerischen Macht Frankreichs ausübt. Welche Vorliebe er zuerst auch für die Girondisten empfindet, sobald er den Verdacht faßt, daß sie der kriegerischen Machtentwicklung Frankreichs schädlich sind, läßt er sie im Stich und geht zur Bergpartei über. Die Organisationen Carnots und die Finanzverwaltung Cambons waren für den militärischen Erfolg nothwendig, und ihnen zu Liebe vertheidigt er die ganze Politik des Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitglieder sie waren. Ja er läßt sich einmal zu einer warmen Lobrede auf Robespierre verleiten, was nicht bloß in Beziehung auf die politischen Gesinnungen der Zeit, in der es geschah (1826), sehr auffallend war, sondern auch seinen natürlichen Neigungen widersprach. Für Mirabeau, für Danton und ähnliche Charaktere, deren ganzes Leben in die Action ausging, hatte er eine angeborne Vorliebe; Robespierre dagegen, der frostige, pedantische Systematiker, war ihm zuwider. Trotzdem lobt er ihn, so lange das Schreckensregiment im Sinn der patriotischen Jugend war. Sobald dieser Nimbus aufhört, wirft er ihn mit kalter Verachtung bei Seite. Diesen Gesichtspunkt muß man festhalten, um den beständigen Wechsel in seinen Urtheilen zu verstehen, der ihm harte Vorwürfe zugezogen hat: er hasste niemand, aber er liebe der Reihe nach alle Welt, und in seinen Augen sei die Macht eine Rechtfertigung für diejenigen, die sie in Händen hätten. Etwas davon ist richtig, aber Thiers war doch nicht ganz der Geschichtschreiber des Glücks und des Erfolgs, als den man ihn bezeichnete. Er war der Geschichtschreiber der Action; das ist bei ihm das Erste und das Letzte. Wenn nur die geschlagene Partei anständig zu fallen weiß, so findet er auch für sie schöne Worte der Begeisterung, denn auch das Sterben ist eine Action. Und nun denke man was diese Darstellung, deren Feuer auch Deutsche und Engländer hingerissen hat, auf das elastische Volk der Franzosen, deren Heldenthaten verherrlicht wurden, ausüben mußte. Mit Bérangers Liedern zusammengestellt, ist dieses Buch nicht bloß die Darstellung der vergangenen, sondern das Programm der neuen, aus allen Kräften vorbereiteten Revolution.

In der Geschichte der Revolution spricht er sich trotz einzelner Reservationen ganz entschieden als Jakobiner aus, wenn er auch die Absicht geschickt genug versteckt. Auffallenderweise tritt das nicht so stark in der aufsteigenden Periode der Revolution hervor, wo man annehmen könnte, er sei vom Erfolg berauscht, sondern in der absteigenden, in der Zeit des Directoriums. Hier tritt er, wenn die reactionäre Partei die allerbilligsten Anforderungen stellt, mit einer Härte gegen sie auf und spricht sich über den Aberglauben der christlichen Religion mit einer kalten Verachtung aus, die keinen Zweifel übrig läßt. Noch mehr: er ist mitunter nicht bloß der Voltairianer, nicht bloß der Demokrat, sondern der Plebejer, der sich über den Sturz des Alten freut. Man höre den Schluß seines Buches, in dem er die

Bedeutung Napoleons hervorhebt: Ce n'était pas la liberté qu'il venait continuer, car elle ne pouvait pas exister encore; il venait, sous les formes monarchiques, continuer la révolution dans le monde; il venait la continuer en se plaçant, lui plébéien, sur un trône; en conduisant le pontife à Paris pour verser l'huile sacrée sur un front plébéien; en créant une aristocratie avec des plébéiens, en obligeant les vieilles aristocraties à s'associer à son aristocratie plébéienne; en faisant des rois avec des plébéiens; enfin en recevant dans son lit la fille des Césars, et en mêlant un sang plébéien à l'un des sangs, les plus vieux de l'Europe; en mêlant enfin tous les peuples, en répandant les lois françaises en Allemagne, en Italie, en Espagne; en donnant des démentis à tant de prestiges, en ébranlant, en confondant tant de choses. Voilà quelle tâche profonde il allait remplir; et pendant ce temps la nouvelle société allait se consolider à l'abri de son épée, et la liberté devait venir un jour. Man wird zugeben, daß es nicht grade die höchsten Ideen der Menschheit sind, die hier das Urtheil bestimmen.

Bei seiner Apologie der Revolution wird Thiers durch drei Gründe bestimmt, die uns beweisen, daß man es doch mit der voraussetzungslosen Objectivität der Geschichte nicht zu genau nehmen darf.

Einmal vertritt er durchweg den französischen Standpunkt. Es soll das kein Tadel sein, denn abgesehen von den gelehrten Forschungen und von den philosophischen Constructionen gibt es für den Geschichtschreiber keinen andern Standpunkt. Es wird niemand als Weltbürger geboren, ein jeder trägt die sittliche Bestimmtheit seiner Nation in seinem eignen Charakter. Ja in der allgemeinen Weltliteratur wird dasjenige Werk die meiste Bedeutung haben, in welchem sich am schärfsten die nationale Eigenthümlichkeit ausspricht, vorausgesetzt, daß man sich dieser Eigenthümlichkeit bewußt ist und sich den andern Nationen gegenüber künstlich jene Billigkeit aneignet, die im natürlichen Instinct nicht liegt. Parteilos kann kein Geschichtschreiber sein, wol aber unparteilich; und hier wird bei Thiers eine Eigenschaft, die seinem Buch sonst einen großen Reiz verleiht, zum Fehler, nämlich seine Naivetät. Er ist ein so leidenschaftlicher Franzose, daß er am sichersten glaubt, den allgemein menschlichen Standpunkt einzunehmen, wenn er blind den Neigungen und Vorurtheilen seines Volks nachgeht. Seine Beurtheilung des Auslandes ist durchweg schief. Das zeigt sich am deutlichsten bei der Darstellung der preussischen Politik in den Jahren 1805 und 1806. Er hat in den deutschen Geschichtschreibern geblättert und gefunden, daß Haugwitz, Lombard und ihres Gleichen allgemein in großer Verachtung stehen. Ganz kann er diese Färbung nicht verwischen, aber er motivirt sie aus den entgegengesetzten Gründen, er tadelt sie, daß sie sich nicht unbedingt den weisen Absichten des französischen Kaisers anschlossen. Hier hört aber die Berechtigung des subjectiven Standpunkts auf.

Man kann als Franzose über die Demüthigung eines feindlichen Staates eine große Befriedigung empfinden, aber man kann diejenige Politik, die an dieser Demüthigung schuld war, nicht gut heißen. Den militärischen Gegnern Napoleons läßt Thiers eher Gerechtigkeit widerfahren, weil ihn hier die technische Seite fesselt, aber die Patrioten, die geistig auf ihr Volk wirkten, in derselben Weise, wie er auf die Franzosen zu wirken wünscht, finden bei ihm kein Verständnis. Von der Berechtigung anderer Nationen hat er keinen Begriff. Es kommt hinzu, daß sein Ideal von der Größe seines Volks sich den trivialsten Vorurtheilen anschließt. Er will den Ausländern imponiren, und aus diesem Gesichtspunkt rechtfertigt er den Wohlfahrtsauschuß, so wie den napoleonischen Despotismus. Daß diese scheinbare Machtentwicklung die wahre Lebenskraft des Volks untergrub, seinen Wohlstand, seine Bildung, seine Freiheit, das vergißt er über dem Siegeslärm der ruhmgekrönten Legionen. Freilich vertheidigt er nicht unbedingt die Eroberungspolitik des Directoriums, des Consulats, des Kaiserreichs. Er führt es einmal sogar sehr schön und treffend aus, daß es für die höchste Gewalt ein Unglück ist, keine Controle neben sich zu haben, und er weiß aus dieser Betrachtung die Zweckmäßigkeit des Repräsentativsystems sehr verständlich herzuleiten. Aber einmal dauert diese Ueberlegung nur für Augenblicke, er vergißt sie sehr bald in dem Rausch des Erfolgs; sodann beschönigt er auch die ärgsten Verirrungen durch mitwirkende Umstände. Der Staatsstreich des Brumaire wird gerechtfertigt, weil er von vielen Seiten gewünscht und provocirt wurde, und die grenzenlose Eroberungspolitik, weil die fremden Mächte den Kaiser fortwährend reizten. Das Letztere heißt gradezu der Geschichte ins Gesicht schlagen. Ebenso bedenklich, als diese Rechtfertigung Napoleons, ist die namentlich durch Thiers verbreitete Meinung, daß das Schreckenssystem Frankreich gerettet habe. Nicht als ob der Gedanke durchweg unrichtig wäre, denn eine in sich selbst zerfallene Regierung, wie die vor dem 10. August 1792, war unfähig, dem Stoß des Auslandes zu widerstehen, und eine straffere Concentrirung der Gewalt war nothwendig. Aber er dehnt den Gedanken zu weit aus, indem er auch die unsinnigen Greuelthaten, die nicht bloß von dem Wohlfahrtsauschuß, sondern namentlich von dessen untergeordneten Agenten ausgeübt wurden, Greuelthaten, die weit über die Bluthochzeit hinausgehen, als nothwendig darstellt. Er macht es grade wie der Wohlfahrtsauschuß selbst, den Menschen wie Lebon, Carrier u. s. w. ihres Wahnsinns wegen auch anfechtet, der sie aber doch in Schutz nahm, um nicht das Ansehn der Regierungsgewalt zu untergraben. Kurz, er stellt überall das momentan Zweckmäßige über das Recht, nicht aus Reflexion, sondern aus angeborenem französischem Instinct, und dies führt uns auf sein zweites Motiv, die Revolution zu vertheidigen. Thiers ist entschiedener Voltairianer; es kommt ihm nicht auf die Frei-

heit, nicht auf die Tugend an, sondern auf die Unterdrückung alles Aberglaubens und aller Phantastik. Als Voltairianer nimmt er es auch mit der Liederlichkeit, den Bestechungen, kurz mit dem ganzen Wust von Unsitlichkeit nicht so genau, durch den sich die meisten Führer der Revolution, namentlich die Partei Dantons, befleckte; ja, was schlimmer ist, er vertritt sie nicht bloß durch ein beschönigendes Urtheil, sondern er verfälscht die Geschichte, indem er ausgemachte Thatsachen wissentlich ignorirt. Die Bluthaten, welche die Phantastie erregen, werden erzählt, die eigentliche Gemeinheit und Nichtswürdigkeit dagegen bleibt im Hintergrund. Von dem Cloak jener Zeit bekommt man doch kein richtiges Bild, weil die Farben nicht richtig gemischt sind. Der Voltairianer hat eigentlich vor nichts Respect, als vor der Kraft und dem Erfolg. Kräftige und namentlich geistvolle Menschen werden von der sittlichen Instanz eximirt. Das momentan Zweckmäßige entscheidet aber bei ihm auch in Beziehung auf diejenigen Regierungshandlungen, die er in dem vorher erwähnten Nachwort als die interessantesten für den Geschichtschreiber bezeichnet. Wenn er die Assignaten und das Maximum des Convents rechtfertigt, so ist er in den spätern Bänden gar nicht abgeneigt, für die Continentsperre in die Schranken zu treten. In beiden Fällen ist es wieder der Gedanke des momentan Zweckmäßigen, was ihn bestimmt, und doch ist der finanzielle Schwindel der Republik und die liederliche Verwaltung an der spätern Erschöpfung Frankreichs und an dem entsetzlichen Materialismus des gegenwärtigen Lebens ebenso oder noch mehr Schuld gewesen, als der Terrorismus. Damals hat man gelernt, nicht bloß in der hohen Politik, sondern in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens aus der Hand in den Mund zu leben*). Gauner und Spitzbuben haben sich der Gesellschaft bemächtigt. Das junge Frankreich hat diese Lection seiner republikanischen Vorfahren nicht vergessen. So lächerlich es klingt, wenn die neupreußische Reaction von einer Immobilisirung des Capitals faselt — der Wunsch an sich ist gerechtfertigt, wenn man jenen Schwindel ins Auge faßt, der mit den Assignaten anfangt. In der Volkswirtschaft geht es aber Thiers grade so wie im Rechtswesen und in der Sittlichkeit; er hat keine festen Principien, und was unmittelbar damit zusammenhängt, er hat auch keine vollständige Kenntniß der Thatsachen, so viel einzelne Thatsachen ihm auch zu Gebote stehen.

Das dritte Moment, für die Revolution in die Schranken zu treten, ist die Freude des geistvollen Erzählers an der großen Kraftentwicklung jener Zeit; und dies ist der Unterschied gegen Mignet. Mignet besticht den Verstand des Lesers durch seine concentrirte Logik, Thiers ergreift seine Phantastie durch glänzende Schilderung jener ans Wunderbare streifenden Ereignisse. Als Er-

*) Man sagte von Thiers selbst: il se moque du lendemain.

zähler nimmt Thiers einen sehr hohen Rang ein. Er vereinigt die beiden nothwendigen Talente: hinreißend darzustellen und doch der Phantase eine deutliche, überflüssige Anschauung zu geben. Die Volksaufstände in der ersten Hälfte, die Schlachten in der zweiten Hälfte sind in Beziehung auf die aufgewandte Kunst musterhaft. Ganz gegen den im Nachwort ausgesprochenen Grundsatz ist der dramatische Theil seines Werks viel sorgfältiger ausgearbeitet, als der technische. Auch die eingestreuten Charakteristiken sprudeln von Geist, so skizzenhaft sie aussehen. Aber schon hier entdeckt man so manche Züge, die keine andere Grundlage haben, als die Phantase des Schriftstellers, und bei näherer Untersuchung nimmt man bei seinen Schilderungen dasselbe wahr. Er malt so lebhaft, daß er immer nur die eine Seite des Gegenstandes ins Auge faßt, die er für seine Stimmung grade braucht. Artistisch ist das richtig, wenn nur der Schriftsteller in seinem eignen Geist immer beide Seiten gegenwärtig behielte. Das ist hier aber nicht der Fall. Nicht selten muß die erste Anschauung nachträglich corrigirt werden, und der Verstand ist dann genöthigt, die Eingebungen und Schlüsse der Phantase wieder aufzuheben. Daher die sonderbare Mischung von Wärme und Kälte in dieser Darstellung*).

Als Thiers seine Geschichte vollendet hatte, waren ihm durch seine geographisch-strategischen Studien die Bodenverhältnisse Europas so nahe getreten, daß er mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit beschloß, auf Grundlage derselben eine allgemeine Culturgeschichte zu schreiben. Er machte zu diesem Zweck ganz ernsthafte mathematische und astronomische Studien und unterhandelte mit dem liberalen Ministerium Martignac über den Plan, den Capitän Laplace auf seiner Weltumsegelung zu begleiten. Schon war er im Begriff, unter Segel zu gehen, als das Ministerium fiel. „Jetzt handelt es sich nicht darum, sagte er, wissenschaftliche Studien zu treiben, wir wollen bleiben und kämpfen.“ Das Ministerium Polignac wurde ernannt zum Troß der Nation, das Volk antwortete durch die Gründung des National, (Januar 1830) welches Blatt, geleitet von Thiers, Mignet und Armand Carrel, augenscheinlich dazu bestimmt

*) Vortrefflich charakterisirt ihn St. Beuve, der ihn freilich zu günstig beurtheilt: Le trait le plus caractéristique est la fraîcheur de curiosité. On a dit d'un autre esprit bien éminent (Guizot), que ce qu'il avait appris de ce matin, il avait l'air de le savoir de toute éternité, tant sa haute reflexion donnait vite à chaque connaissance une teinte profonde et comme reculée. C'est justement le contraire chez M. Thiers. Tout ce qu'il voit pour la première fois, il le découvre, il le raconte avec la vivacité de la découverte, avec une netteté comme matinale, avec une sorte de naïveté dans laquelle il se mêle bien assez de finesse pour qu'on ne sache plus comment la définir. . . Tandis qu'il parle ou qu'il écrit, il vous associe insensiblement à son récit, à sa nouveauté; il vous emmène avec lui dans son courant plus ou moins rapide, et au bout de quelque temps, si l'on n'y prend garde, ses conclusions, ses impressions sont devenues les vôtres. . . Personne ne lui refusera d'être l'esprit le plus net, le plus vif, le plus curieux, le plus perpétuellement en fraîcheur et comme en belle humeur de connaître et de dire.

war, die Dynastie zu stürzen, nicht um eine Republik einzurichten, sondern mit bestimmtem Hinblick auf die Familie Orleans. Thiers war mittlerweile durch seinen Antheil am Constitutionell ein reicher Mann geworden, es konnte ihm nicht daran liegen, den Jakobinern zur Herrschaft zu verhelfen. Seine Absicht wurde mit einer unerhörten Consequenz verfolgt. Die Taktik bestand einmal darin, alle Consequenzen der Charte zu ziehen und die Regierung in ein Netz beschränkender Bedingungen zu verstricken, aus denen sie, wie man mit Bestimmtheit voraussetzte, sich durch einen Staatsstreich würde befreien wollen, sodann in der beständigen Wiederholung des Grundsatzes, daß eine Revolution sich niemals wiederholt, daß die scheinbare Wiederholung, wie die von 1688, nur einen Wechsel der Personen, nicht der Ideen und Zustände bedeute. Im Uebrigen war die Polemik so leidenschaftlich, persönlich und perfid als möglich. Jede Handlung des Ministeriums, auch die verständigste, wurde als ein unfehlbarer Schritt zum Ruin des Vaterlandes bezeichnet*). So kamen die Ordonnanzes, Thiers stellte sich an die Spitze der protestirenden Journalisten und redigirte den Protest, das Signal zum Aufstand. Er war es auch, der die Verhandlungen mit dem Herzog von Orleans leitete. Wenn die Intriguen ins Einzelne in Anschlag gebracht werden dürften, so ist es vorzugsweise Thiers, an den sich das Lob und der Tadel dieses Ereignisses knüpft.

Nach der Revolution verließ Thiers, wie die Mehrzahl der liberalen Schriftsteller, das literarische Leben und wandte sich ausschließlich der praktischen Politik zu. Wir wenden uns daher für den Augenblick zu Mignet, einem der Wenigen, die der Literatur treu blieben, denn sein Aufenthalt in der zweiten Kammer 1832 bis 1835 beschäftigte ihn nicht sehr. Zuerst wurde er Archivar im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, dann 1832 in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften aufgenommen, als deren beständiger Secretär er nach Comtes Tod die officiellen Lobreden redigirte. 1837 öffneten sich ihm auch die Schranken der Academie française. Seine Betheiligung an der Sammlung französischer Quellschriftsteller, die durch Guizot angeregt wurde, war sehr bedeutend; er zeigte sich durchweg als scharfsinniger, correcter Kritiker, wenn er auch das bedenkliche Talent entwickelte, Thatsachen, die ihm nicht passen wollten, zu ignoriren. Seine bedeutendste Arbeit in dieser Richtung ist die Einleitung in die Verhandlungen bezüglich auf die spanische Erbfolge (1835). Später, 1847—1850, als von Labanoff und Bargaud zwei neue Biographien der Maria Stuart erschienen, nahm er die Gelegenheit wahr, eine Reihe bisher noch unbekannter Actenstücke zu veröffentlichen, und sie zu einer Geschichte dieser Königin zu ver-

*) Die Polemik des National gegen die Romantiker ging mehr von Armand Carrel aus.

arbeiten. Auch dies Buch ist sauber und correct gearbeitet, es verräth einen klaren Verstand und eine sichere Methode in der Benutzung der Quellen; aber die Form ist trocken, und wenn auch die Ereignisse bestimmter hervortreten, als bei Robertson, so ist dagegen die Färbung bei dem schottischen Geschichtschreiber viel interessanter, man sieht das Zeitalter deutlicher vor Augen, und die neuen Entdeckungen berührten im Grund das Wesen der Thatsachen wenig. So lobenswerth in all diesen Schriften die Arbeit ist, (auch die Geschichte Franklins ist zu erwähnen), so empfängt man doch durchweg den Eindruck einer Natur zweiten Ranges. Mignets literaturhistorische Bedeutung knüpft sich ausschließlich an sein erstes Jugendwerk, wobei es ihm aber immer zur Ehre angerechnet werden muß, daß er viel tiefer als seine encyclopädistischen Parteigenossen die Bedeutung der deutschen Reformation für die Entwicklung der Menschheit würdigte.

Während sich Mignet immer mehr in die stillen Arbeiten der eigentlichen Gelehrsamkeit zurückzog, drängte sich Thiers geschäftig auf den Markt des Lebens. Auch hier mußte er zuerst seine Schule durchmachen. Im Anfang bemühte er sich, philosophisch, gelehrt, bedeutend zu sprechen. Er machte keinen Eindruck, bis er plötzlich die steife Maske abwarf und auch als Redner jenes Talent der lebenswürdigen Plauderei entwickelte, das auch da fesselt, wo man nicht überzeugt wird. Erst allmählig lernte er die Kunst, nur das zu sagen, was zu dem beabsichtigten Eindruck erforderlich ist. Einzelne seiner Bonmots, z. B. *le roi règne, il ne gouverne pas*, blieben die Stichwörter des Liberalismus, auch nachdem dieser seinen frühern Führer als Verräther verwarf, und es waren in der That Gründe vorhanden, die alten Freunde zu erbittern. Gleich nach der Revolution ins Ministerium aufgenommen, behielt er seine Stelle auch unter Périer, wurde 1832 Staatsminister, 1836 Ministerpräsident und verfehlte nicht, die Auswüchse der Freiheit, die er früher gepredigt, durch Preßgesetze und militärische Zwangsmittel zu beschränken. In Frankreich nimmt man es aber mit diesen Widersprüchen nicht so genau. Jedermann weiß, daß die Parteien, die außerhalb der Macht stehen, immer mehr fordern, als sie zu gewähren denken, wenn sie die Macht erlangt haben, und an diesem Parteimanöver nimmt im Grunde niemand Anstoß. Sodann war es nicht die abstracte Freiheit, was Thiers in seiner liberalen Periode verfocht, sondern die innere und äußere Staatsverwaltung nach den Grundsätzen der ersten französischen Revolution. Es geht mit der Verufung auf 1789, wie mit allen historischen Reminiscenzen. Die Thatsachen sind geduldig, und es läßt sich bei gutem Willen sehr Verschiedenartiges hineinlegen. In der Revolution von 1789 lag dreierlei: die Erhebung des Bürgerstandes gegen den Hof, den Adel und die Kirche, die straffe administrative Centralisation des Landes und das stolze, womöglich erobernde Auftreten gegen das Ausland.

Diese drei Richtungen stimmen nicht immer überein, und es kann nicht fehlen, daß ein Politiker, der alle drei gleichmäßig zu vertreten sucht, zuweilen mit sich selbst in Widerspruch geräth. Aber davon abgesehen, hat Thiers jene drei Grundsätze beständig festgehalten. Das Julikönigthum war in der üblen Lage, sich auf denjenigen Theil des Bürgerstandes zu stützen, den man gewöhnlich mit diesem Ausdruck bezeichnet, auf den materiellen Besitz, der ebensowenig von den spiritualistischen Anforderungen der Kirche, als von den unruhigen Bewegungen der Masse und des Krieges angefochten sein will. Wenn man diesem Bürgerthum eine chevalereske Richtung geben will, so wird man leicht ins Lächerliche verfallen, und das ist Thiers in der That mehrer Male widerfahren. Das kriegerische Ansehn, das er sich dem vereinigten Europa gegenüber 1840 geben wollte, stand ihm schlecht und imponirte niemand, und als er 1848 die Wahl zwischen dem Schrecklichen und dem Lächerlichen treffen sollte, bemerkte er ebenso witzig als treffend: *En bon citoyen je préfère le ridicule.* Die chevalereske Haltung der Reformbankets übernahmen die Socialisten, die chevalereske Haltung von 1840 der jüngere Napoleon. Beide wurden nicht lächerlich, weil sie sich auf ganz andere Staatskräfte stützten.

Wenn sich Louis Philipp mit der Idee des bürgerlichen Königthums seiner Natur und seinen Zwecken nach so identificirt hatte, daß man mit seiner Persönlichkeit die ganze Idee charakterisirt, so stellt Thiers den innern Widerspruch dieser Idee dar, denn er wollte auf der einen Seite in der That schlicht bürgerlich das Staatswesen leiten, auf der andern den napoleonischen Geist fortpflanzen, und wenn er seinen Helden vorwarf, ins Uebermaß gerathen zu sein, so hielt er es doch für nöthig, Europa von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, daß Frankreich eigentlich die erste Rolle spiele. Guizot, der im Grunde dieselbe Ansicht hegt, beruhigte sich mit seinem guten Bewußtsein und hielt es nicht für nöthig, dieser Theorie einen praktischen Ausdruck zu geben. Thiers, der praktische Mann, sah vor allen Dingen auf den Erfolg, und dabei widersuhr es ihm freilich, daß er seine Mittel nicht richtig berechnete. —

Das Ministerium von 1836 fiel bald, und nach einer längern Reise nach Italien trat Thiers an die Spitze der Opposition, bis ihm am 1. März 1840 wieder die Leitung des Ministeriums übertragen wurde. Die Verwirrungen in der orientalischen Frage, die er nicht zu lösen verstand, veranlaßten am 21. October seinen Sturz, und er bemühte sich nun, die Opposition zu einer gouvernementalen Partei zu ordnen, mit deren Hilfe er den verlorenen Posten wieder erstürmen könne. Es gelang ihm nicht ganz, denn sein Ehrgeiz fand in der liberalen Partei zu viel Concurrenten, und er trug durch seine heftigen Angriffe gegen die Maßregeln des Ministeriums Guizot wider seinen Willen sehr viel dazu bei, die Ereignisse von 1848 vorzubereiten. Darauf verlor er sich im ersten Augen-

blick in der Masse. Aber kaum war die conservative Partei wieder organisiert, so stand Thiers, der offen die Fahne des Orleanismus aufpflanzte, wieder an ihrer Spitze. So viel man auch gegen seine frühere politische Haltung einzuwenden hatte, es konnte niemand verkennen, daß er in dieser drängenden Lage unter allen Mitgliedern der Nationalversammlung den klarsten, gesündesten Menschenverstand entwickelte. Freilich zeigte sich derselbe mehr in seinem Urtheil als in seiner Handlungsweise, und wenn er früher als einer seiner Collegen die Pläne des künftigen Kaisers durchschaute, so half er doch, sie fördern, indem er die conservative Partei und die ganze Nationalversammlung zu einer so schroffen Haltung veranlaßte, daß sie im Volk keine Stütze fand und ohne Gefahr beseitigt werden konnte. Doch war sein Ansehn noch so groß, daß er außer den gefürchteten Generalen der einzige war, den der Staatsstreich persönlich berücksichtigte. — Als Redner gehört er unzweifelhaft zu den bedeutendsten der Nationalversammlung, wobei man freilich in Anschlag bringen muß, daß er ein Franzose ist. Drei Vorzüge, die man in England nicht so hoch schätzen würde, gaben ihm hier seine Bedeutung: einmal besitzt er das, was die Franzosen Logik nennen, in der höchsten Vollkommenheit, das heißt, er weiß die Thatsachen und Ideen so in Reihe und Glied zu stellen, daß der Schluß, den er machen will, wie von selbst hervorspringt, und daß man die Klarheit seiner Gesichtspunkte bewundert, auch wo man ihm principiell entgegentritt; sodann ist er von einer unglaublichen Elasticität in dem Auffinden von Thatsachen, die dazu dienen, für irgend eine Ansicht das *argumentum ad hominem* zu bilden, eine Waffe, die bei den Franzosen entscheidend ist, denn sie besticht den sogenannten gesunden Menschenverstand. Den eigentlichen *esprit d. h.* die Anwendung des Wises um seiner selbst willen, verschmäht er durchaus; er ist bei seinen Reden durchweg praktisch, und wenn man die sehr schnell gesprochenen Worte ruhig liest, so machen sie zuweilen den Eindruck der Trivialität. Er vermeidet endlich alles, was ins Lächerliche gezogen werden kann. Er wird nie pathetisch, nie gefühlvoll, und dabei kommt ihm sein *voltairesches* Naturell zu Hilfe. Es gehört dazu nicht bloß der scharfe Verstand, nicht bloß die ironische Grundstimmung, sondern auch jene Anmuth des Geistes, die selbst den Gegner besticht. Von dieser Anmuth hat auch Lamartine etwas, der sonst mit seinem ewig überströmenden Gefühl und mit seinen Declamationen in allen Beziehungen sein Gegentheil ist. Sie fehlt dagegen Guizot, der durch die harte Form seines Verstandes und durch das scharf hervorgehobene Gewicht seiner bessern Einsicht auch da beleidigt, wo er überzeugt.

Hadte man seine Geschichte der Revolution gewissermaßen als Vorarbeit für seine spätere politische Wirksamkeit betrachten können, so steht dagegen sein Wirken als Deputirter und Minister beinahe so aus wie eine großartige Vorstudie zu der Schrift, die ihn unsterblich machen wird, zu der Geschichte des

Consulats und des Kaiserreichs, 12 Bde., 1845—1856. Für das unmittelbare Gedeihen des Landes war es ein zweifelhafter Vortheil, daß er nach der Reihe so ziemlich alle Ministerien übernahm. Zwar arbeitete er sich schnell genug hinein, aber das Land mußte doch die Kosten tragen. Ganz anders, wenn man es als eine Vorbereitung für den künftigen Geschichtschreiber betrachtet. Nie hat ein Historiker unter so günstigen Umständen seine Aufgabe übernommen, als der ehemalige Minister, dem nun alle Zweige der Verwaltung, alle Mysterien des öffentlichen Lebens bekannt waren, und dem sich infolge dessen alle Archive aufschlossen. Das ist die erste Bedeutung dieses Buchs. Es behandelte die Periode, die jeden Franzosen am lebhaftesten interessiren mußte, die noch keinen Bearbeiter gefunden hatte*), und es behandelte sie zum Theil nach ganz unbekanntem Quellen von der unerhörtesten Wichtigkeit. Nicht leicht wird sich eine Regierung entschließen, über einen erst kürzlich vergangenen Zeitraum, der noch mit allen Interessen der Gegenwart stark verwachsen ist, einem Schriftsteller so liberale Aufschlüsse zu geben, wenn dieser Schriftsteller nicht bereits in den Kreis der Eingeweihten gehört. Sodann war diese Periode für das Talent unsers Geschichtschreibers viel mehr geeignet, als die ersten Jahre der Revolution. Die Ideen hatten Schiffbruch gelitten, es handelte sich nur noch um Interessen und Actionen, und zwar um große Thaten, welche die Einbildungskraft so beschäftigten, daß aller Parteigeist davor verstummte. Nicht auf das Urtheil kam es also an, sondern auf die Darstellung.

Ueber die Aufgabe der Geschichtschreibung, wie er sie versteht, belehrt uns Thiers im Nachwort zu seiner Geschichte des Kaiserreichs ziemlich ausführlich. An die Spitze seiner Anforderungen stellt er die Genauigkeit in den Thatsachen, wobei man freilich daran erinnern muß, daß er fast ausschließlich französische Quellen benutzte. Besser als die meisten deutschen Geschichtschreiber versteht er seine Untersuchungen zu einem Abschluß zu bringen. Wenn er die materiellen Belege für eine Thatsache nicht auffindet, so urtheilt er als Geschwornener nach Indicien. Es ist das ein Bild, welches er selbst anwendet, und wobei er nur einen Umstand übersteht, daß der Geschworne über den Thatbestand ein Urtheil fällen muß, während es dem Geschichtschreiber freisteht zu sagen: dies weiß ich nicht, und die Erklärung dieses Nichtwissens wird zuweilen zur Pflicht, freilich einer Pflicht, zu welcher sich die Franzosen nur in den seltensten Fällen verstehen. Die englischen Kritiker haben daher mehrfach Gelegenheit gefunden, dem französischen Geschichtschreiber ziemlich starke Versehen nachzuweisen.

*) Zu den bessern Vorarbeiten gehörte die *Histoire des Cabinets de l'Europe pendant le Consulat et l'Empire*, écrite avec les documens réunis aux archives des affaires étrangères von Armand LeFebvre.

„Ich hatte immer,“ fährt Thiers fort „eine große Vorliebe, bis auf den Grund zu untersuchen, wie man es bei einer sehr aufgeregten Zeit gemacht hatte, um so viel Menschen, Geld und Material in Bewegung zu setzen. Die Geheimnisse der Verwaltung, der Finanzen, des Krieges und der Diplomatie haben mich angezogen und gefesselt, und ich bin überzeugt, daß dieser rein technische Theil der Geschichte bei ernsthaften Männern wenigstens ebensoviel Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß, als der dramatische Theil. Die Begeisterung für große Thaten bleibt eine eitle Declamation, wenn sie nicht auf einer ausführlichen, positiven und klaren Analyse der Art und Weise beruhen, wie diese Thaten ausgeführt sind.“

Die Declamationen über die Erhebung und Befreiung des Geistes durch allseitiges historisches Wissen übergehen wir hier, weil sie auf Thiers keine Anwendung finden. Er lebt nur in der Zeit, die er schildert, im Uebrigen ist seine allgemeine historische Durchbildung sehr unbedeutend und ganz nach französischem Maßstab zugeschnitten. Es ist indeß die Frage, ob diese einseitige Bildung für die Darstellung einer bestimmten Zeit ein unbedingter Nachtheil ist. Sie wird es jedenfalls nur, wenn sie sich selbst täuscht, wenn der Geschichtschreiber Parallelen zieht, die auf unrichtig aufgefaßten Thatsachen beruhen, und Zustände beurtheilt, die ihm unbekannt sind.

Indem er nun die Frage aufstellt, welche Eigenschaft am meisten zu einem guten Geschichtschreiber befähigt, findet er, daß alle andern Gaben durch die „Intelligenz“ ersetzt werden. Nach der weitern Ausführung ergibt es sich, daß er darunter einen schnellen, klaren und sichern Blick in die Dinge versteht. Diesen Blick haben die Franzosen in der That in einem hohen Grade, und was unmittelbar damit zusammenhängt, sie wissen sich auch praktisch schnell in die Dinge zu finden und sie zurecht zu legen. Freilich sind sie zu unruhig und zu hastig, um etwas Dauerndes zu schaffen, was eine unausgesetzte aufopfernde, für den Augenblick wenig belohnende Thätigkeit voraussetzt. Dafür gelingt es ihnen aber schneller als irgend einer andern Nation, dem Bestehenden eine gewisse gefällige Façon zu geben, mit der man vorläufig zufrieden sein kann. Das haben sie bei jeder Revolution, das haben ihre Soldaten noch neuerdings bei Sebastopol gezeigt, und das erkennen wir fast bei jedem historischen Werke der Franzosen. In der vorbereitenden Kritik sind sie zuweilen ungenau und unvollständig, aber sie machen sich sehr genau die Fragen deutlich, die sie an die Geschichte zu stellen haben, sie ordnen dieselben ohne alle Anstrengung in einer logischen Folge, und so gestaltet sich jede neuerworbene Erkenntniß bei ihnen sofort zu einem Bild, das man in allen Theilen klar übersteht, und dessen wesentliche Züge bestimmt hervortreten. Vergleichen wir z. B. die deutschen Geschichtschreiber, und zwar die bessern, welche diese Zeit behandeln, z. B. Häuffer, zum Theil auch Sybel, mit dem Werk von Thiers,

so werden wir in dieser Beziehung dem Franzosen unbedingt den Vorzug geben müssen, so vielen Verdruss uns auch seine Ansichten machen, und so weit er an Tiefblick namentlich hinter dem letztern zurückbleibt. Die Franzosen sind geborne Erzähler, und darum fällt es Thiers sehr leicht, den künstlerischen Theil als die Nebensache zu bezeichnen, denn wer von Natur so erzählt, wie er erzählen soll, bedarf der Kunst freilich nicht. Dagegen sollten unsere Geschichtschreiber gerade diesen Theil ihres Handwerks viel sorgfältiger ins Auge fassen, als gewöhnlich geschieht. — Was den historischen Stil betrifft, so stellt Thiers die sehr richtige Anforderung, man solle an ihn gar nicht erinnert werden. Die Geschichte soll ein klarer durchsichtiger Spiegel sein, der nichts als die Gegenstände zeigt und diese in dem richtigen Licht. — In Beziehung auf das Urtheil fordert Thiers jene Billigkeit, die sich stets daran erinnert, wie viele Nebenumstände bei dem einzelnen Fall mitwirken. Gewiß wird man im Allgemeinen dieser Forderung beipflichten, denn die moralische Bedanterie, die an alle einzelne Fälle denselben Maßstab legt, jene gellertsche Spießbürgerei, die den ehrlichen Reitknecht höher stellt, als den siegreichen Helden, weil man ihm weniger zur Last legen kann, eignet sich am wenigsten für die Geschichtschreibung; aber es kommt darauf an, die richtige Grenze zu finden, und diese hat Thiers nicht immer eingehalten. Zwar protestirt er dagegen, daß man diese Objectivität mit Gleichgültigkeit in Bezug auf die moralischen Fragen verwechseln dürfe; allein es ist bei ihm zuweilen in der That der Fall. Seine lebhafteste Phantasie und sein scharf eindringender Verstand macht sich zuweilen zum Herrn über ihn, und seine sittliche Integrität ist nicht immer stark genug, diesen Eindrücken Widerstand zu leisten. Er schildert zuweilen das Abscheuliche, das Entsetzliche mit sichtlichem Behagen, weil ihn die dramatische Form besticht, und das moralische Urtheil hinkt trübselig nach. Thiers legt kein geringes Gewicht darauf, daß er sich durch die augenblicklichen Machthaber, unter denen er schrieb, nicht habe bestimmen lassen, seine Principien zu ändern, und das ist insofern richtig, als man ihm keine wissentliche Nachgiebigkeit vorwerfen kann. Allein der Einfluß der Zeit hat sich ohne sein Wissen doch recht stark geltend gemacht.

Daß den leitenden Faden des ganzen Werks die Verherrlichung Napoleons bildet, wird bei einem französischen Schriftsteller jeder in Ordnung finden, der Sinn für wahre Größe hat. Es ist zudem nicht der blinde Enthusiasmus, der damals sowol in den Kreisen der populären als der philosophischen Literatur aus Napoleon einen mythischen Helden machte, sondern die gebildete Bewunderung eines Kenners, den seine Quellen in den Stand gesetzt haben, in die geheime Werkstätte seiner Gedanken einzudringen. Man findet in dem ganzen Werke fast kein eigentliches Porträt des Helden. Thiers begnügt sich, ihn in seiner Action sich selbst malen zu lassen. Einige Male

erlaubt er sich sogar eine Kritik, freilich nach seiner gewöhnlichen Methode, nur wenn der Erfolg den großartigen Entwürfen Unrecht gibt. Ein gelungenes Unternehmen, auch das verwegenste, abenteuerlichste, zu verurtheilen, dazu ist Thiers zu sehr Franzose. Charakteristisch ist, daß ihn die Freude über seine eigne Fähigkeit, den administrativen und finanziellen Maßregeln des Kaisers zu folgen, so hinreißt, daß er seine eignen politischen Principien darüber ganz vergißt. Zuweilen fallen sie ihm wieder ein, und er sucht dann auszugleichen, verfällt aber regelmäßig in die Sophistik. Die Vorliebe für bestimmte Persönlichkeiten, die man bei ihm vermuthete, namentlich für Talleyrand, seinen ehemaligen Beschützer, findet sich keineswegs. Nur dem Kaiser gegenüber ist er nicht ganz unbefangen. Die Nebenfiguren werden mit ebenso feinen als sichern Strichen gezeichnet, und auf Napoleon selbst wirkt er in Bezug auf einzelne Handlungen, deren innerer Zusammenhang vorher weniger ermittelt war, namentlich auf das Unternehmen gegen Spanien und gegen England, ein überraschendes Licht. Befremden muß bei dem alten Voltairianer die warme Apologie des Concordates; freilich sind seine Gründe durchaus politischer Art und klingen zum Theil ziemlich frivol. „Jede menschliche Gesellschaft bedarf eines religiösen Glaubens, eines Cultus. . . . Mitten in den Widersprüchen des Lebens empfindet der Mensch das gebieterische, unwiderrstehliche Bedürfnis, sich über alle diese Gegenstände einen abgeschlossenen Glauben zu bilden, gleichviel, ob wahr oder falsch, erhaben oder lächerlich. . . . Einen solchen Glauben kann man nicht erfinden, wenn er nicht seit Jahrhunderten besteht. . . . Man durfte aber auch nichts erfinden, denn dieser Glaube bestand in der alten Christusreligion, in der Einheit der katholischen Kirche. Sie war im Sturm der Ereignisse einen Augenblick verschwunden; sobald aber das Bedürfnis des Glaubens wiedergekehrt war, fand sie sich im Grunde der Seele wieder. . . . Voltaire und Friedrich der Große hatten die Religion mit ihren Spöttereien verfolgt, und das Jahrhundert hatte sich ihnen angeschlossen. Nur der General Bonaparte, der ebensoviel Geist hatte, als Voltaire, und mehr Ruhm, als Friedrich, konnte durch das Beispiel seiner Ehrfurcht diese Spöttereien beschämen.“ Die Richtigkeit dieser Beobachtung zugegeben, bleibt Thiers doch die Erklärung darüber schuldig, inwiefern die unbedingte Rückkehr zu den alten Formen geboten war, da Frankreich Macht genug besaß, die Zukunft seiner Bildung auch gegen den mächtigen Bundesgenossen zu sichern, den es in diesem Concordat anrief.

Man hat Thiers zuweilen wegen der Eitelkeit verspottet, mit der er sich seinem großen Vorbild zu nähern suchte. Abgesehen von der Größe, ist eine gewisse Verwandtschaft doch nicht zu verkennen. Denn wenn Napoleon in seiner gigantischen Thätigkeit und seinem unruhig geschäftigen Geist, der keinen Augenblick des Stillstandes ertrug, in dem Adlerblick, womit er die verwickelt-

sten Verhältnisse durchschaute, und in der Unmittelbarkeit, mit der sich bei ihm der Entschluß auf die Einsicht drängte, das Ideal des französischen Geistes ist, so ist Thiers mit der Elasticität seines Talents der beste Kenner und Ausleger desselben. In einer Zeit, wo der Einfluß des Auslandes mehr und mehr in die französische Literatur eingebracht ist, und die Unbefangenheit des französischen Denkens verkümmert hat, gibt es keinen Schriftsteller, der uns die Fortdauer dieses altfranzösischen Geistes so unwiderleglich versinnlicht, als der Geschichtschreiber der Revolution und des Kaiserreichs. J. C.

Goethe als Theaterdirector.

3. Aus seiner Administration.

In Bezug auf Urlaubsertheilungen, Engagements u. s. w. liegen viele charakteristische Schreiben vor, von denen folgende hier stehn mögen.

An Kirms.

„Es ist mir angenehm zu hören, daß Sie sich wohl befinden und daß alles bei dem Theater in seiner Ordnung fortgeht; man muß auch für den Sommer das Beste hoffen. Veränderungen wünsche ich ohne dringende Ursachen nicht sobald und was K. . . betrifft, so kann ich mich nach dem Vorgefallenen nicht sogleich entschließen, ihn wieder anzunehmen. Unser Theater ist seiner Verfassung nach ein respectables Institut, und ich wünsche nicht, daß unruhige Köpfe es für einen Taubenschlag ansähen, wo man aus- und einfliegen kann, wie es beliebt. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit, wie es geht. Zur Uebergabe von Mainz ist noch keine Hoffnung, und eine Belagerung, wenn sie auch noch unternommen wird, eine langweilige und böse Sache. Unser gnädiger Herr sind wohl und munter. Leben Sie recht wohl.

Lager bei Marienborn, 4. Januar 1793.

Goethe.“

An Kriegsbrath von Egloffstein.

„Herr K. . . konnte mir nicht besser als durch Cw. Hochwohlgeb. empfohlen sein, und ich würde ihn mit besonderm Vergnügen bei dem Theater wieder anstellen, wenn nicht eine solche Societät ein so wunderbarer mystischer Körper wäre, bei dem man hundert Rücksichten zu nehmen hat. Das Rollenfach, zu welchem Herr K. . . sich gegenwärtig bestimmen könnte, ist besetzt, so daß bei seiner Aufnahme manches Unangenehme zu erwarten stünde, wobei denn auch eine neue Gage bei der Kasse in Betracht zu ziehen ist. Diese und andere Bedenlichkeiten hindern uns, in diesem Augenblicke eine bejahende Entschliesung zu fassen, eine völlig verneinende aber würde bei dem mannigfaltigen Wechsel, dem die theatralischen Verhältnisse ausgesetzt sind, gleichfalls